

SoulTrip – Wenn die Seele erwacht

Das Buch

Seit dem Tod ihres Zwillingsbruders verschließt sich die 16-jährige Myla vor der Welt. Ihr einziger Trost ist eine Schatulle, mit der sie an einen geheimnisvollen Strand gelangt. Doch plötzlich tauchen mystische Krieger an ihrem Rückzugsort auf und bitten Myla um Hilfe. Von ihrer Entscheidung hängt das Überleben des Volkes ab, das den Kelch des Lebens und damit die Geburtsstätte der menschlichen Seelen bewacht.

Zu dem Volk gehört auch Allan, der Myla von Beginn an fasziniert. Dennoch zögert sie. Denn um ihm und seinem Volk zu helfen, muss sie die Reise durch ihre Seele antreten und sich den übermächtigen Dämonen ihrer Vergangenheit stellen.

Wenn Fantasy auf Persönlichkeitsentwicklung und Spiritualität trifft, entsteht eine vollkommen neue Welt. In ihr reisen die Helden durch ihre Seele und treffen die inneren Weisheiten. Und sie treten im Schattenreich den eigenen Ängsten gegenüber, um zu verhindern, dass die Fähigkeit der Menschen zu Liebe und Mitgefühl verkümmert.

Die Autorin

Nadine R. Gelzer ist eine Autorin zum Anfassen, gleichermaßen authentisch wie inspirierend. Sie lässt das innere Licht erstrahlen – bei ihren Figuren UND bei den Leser*Innen. Wenn sie nicht gerade eine Seele zum Funkeln bringt, führt sie ein herrlich normales Leben. Sie lebt in der Nähe von Magdeburg mit ihrem Mann, zwei Töchtern und einer Heerschar von Notizzetteln. Denn die Muse hat die Angewohnheit, sie immer und überall zu küssen.

Für mehr Inspiration können die Leser*Innen ihr auf dem Instagram-Kanal „autorin_n.r.gelzer“ folgen und den beliebten Newsletter auf ihrer Internetseite www.nrgelzer.de abonnieren.

N. R. GELZER

**SoulTrip –
Wenn die Seele erwacht**

Roman

1. Auflage

©2024 N. R. Gelzer

Covergestaltung: Laura Newman – lauranewman.de

Lektorat: Cara Rogaschewski, Wortverzierer – wortverzierer.de

Korrektorat: Smilla Felgemacher, Wortverzierer – wortverzierer.de

Satz, Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand,

Norderstedt

ISBN: 978-3-7412-0788-4

Alle Rechte vorbehalten

www.nrgelzer.de

nadine@nrgelzer.de

instagram.com/autorin_n.r.gelzer

Für meinen lieben Ehemann

Fühlt er die Träume, für die ich brenne? Nicht unbedingt. Unterstützt er mich trotzdem? Immer. Aber das Wundervollste ist seine Begründung: *Ich sehe doch, dass es dich glücklich macht.*

1.

* Myla *

Erwachen heißt sterben ...

Die Worte funkelten mir von der Zeichnung meiner toten Mutter entgegen. Meine Adoptivmutter hatte den Hang, mein Zimmer mit gerahmten Erinnerungen zu triezen. War ihr denn nicht klar, wie sehr dieser Spruch auf mein Leben in den letzten Jahren zutraf? Auf jeden einzelnen Morgen?

Aber heute konnte mir niemand den Tag verderben. Nicht einmal meine überherzliche Adoptivmutter mit ihren Yoga-Niceheiten.

Nichts liebte ich mehr als mein Geheimnis und den Gedanken, dass selbst ich etwas Außergewöhnliches besaß.

Da! Ich lächelte, wenn auch nur innerlich.

Ich schlich zu meinem Schreibtisch und stellte meinen Schulrucksack ab, behutsam und lautlos. Dann hockte ich mich auf den Teppich und scannte die Klamottenberge der letzten Woche mit dem Blick ab. Kurz darauf hatte ich gefunden, wonach ich suchte: Ich tauschte die Röhrenjeans gegen einen schlabbigen – selbstredend schwarzen – Verwandten und huschte schließlich zurück zum Fußende meines Bettes.

Ich kniete mich hin und fuhr mit den Fingerspitzen über die Dielen unter dem Bett. Etwa eine Armlänge

entfernt ragte eine der Planken einen Millimeter aus dem Boden. Hier! Ich fühlte sie – eine winzige Kante, die sich zur Wand hin vom Nachbarbrett abhob. Jetzt die Hand in die entgegengesetzte Richtung entlang führen und ein Ruck an der richtigen Stelle ...

Ein Knarzen zerschnitt die Stille. Doch ich hatte nicht stark genug gezogen. *Nun komm schon!* Ich wiederholte die Bewegung. Und noch mal. Na endlich! Das Brett gab ohne ein weiteres Geräusch nach.

Ich griff in das Versteck und zog das Kästchen heraus. Mit den Händen fuhr ich über mein geliebtes Geheimnis – eine Schatulle aus hellbraunem Holz. Sieben geschnitzte Buchstaben verzierten den Deckel und bildeten einen Bogen: TRUMALO. Die Zeichen gehörten zweifelsfrei zueinander und hielten dennoch genügend Abstand, sodass Schnitzereien von Blüten und Blättchen zwischen ihnen Platz hatten. Wie von einer unbekannten Macht angezogen, verharrten meine Finger bei dem »M«. Ausgerechnet diesen Buchstaben schmückten die meisten Verzierungen, als kletterten Blütenranken an ihm hinauf. »M« wie Myla. »M« wie Milo.

Ein Stich pflügte durch meinen Magen. In seinem Zimmer hatte ich das Trumalo gefunden. Doch ich verscheuchte den Gedanken. Ab jetzt hatte ich zwei Wochen frei und ich wusste, womit ich die Zeit verbringen würde. Ein extra tiefer Atemzug lockerte meinen Bauch und verjagte das Stechen im Magen.

Urplötzlich zerplatzte die Stille, als wäre eine Seifenblase auf einer Nadel gelandet. Mein Handy piepte so laut, dass ich befürchtete, ein Echo im Flur zu hören.

Ich war extra an der Küche vorbei in mein Zimmer geschlichen. Nicht, dass meine Adoptivmutter – in guten Momenten nannte ich sie Ma – ausgerechnet heute auf die Idee kam, mich zu einem gemeinsamen Mittagessen zu überreden. Irgendein Lieblingsessen, Omnipräsenz und Verständnis. O nein. Alleinsein, so lautete der Plan – und mein kleines Geheimnis endlich mal wieder benutzen.

Ich schnaubte, legte das Trumalo auf mein Bett und zog die Decke darüber. Dann glitt ich zu meinem Schreibtisch, zupfte das Handy aus meinem Rucksack und stellte es lautlos. Ehe ich es verhindern konnte, flog mein Blick über die Anzeige.

»Hi Miiila, nicht vergessen! Heute 18:00 Uhr. Bei mir. Denk an die Fotos – #Jahrgangszeitung. SY Linda.«

Binnen Sekunden türmten sich Gewitterwolken hinter meiner Stirn.

Diese blöde Kuh! Warum konnte sie es nicht lassen? Ich hieß Myla! Der zweite Buchstabe klang zwar wie ein »I«, war aber ein »Y«. Der Witz war so ausgelutscht. Ich hatte ihr schon dreimal gesagt, dass ich zu dem Treffen nicht kommen würde.

Ich stopfte das Handy sicherheitshalber unter mein Kopfkissen und lauschte hinaus auf den Flur. Alles palettet. Jetzt hielt mich niemand mehr auf.

Entschieden zog ich die Schatulle hervor und öffnete ihren Deckel. Das Innere des Trumalos bestand aus zwei dreieckigen Bereichen, zusammen so groß wie ein Blatt Papier. Eine zierliche Wand trennte die Kammern voneinander und zog sich wie eine Welle von einer Ecke zur

anderen. Die Linke war leer, aber am Boden der Rechten strahlte hauchfeiner, weißer Sand.

Dieser Sand ...

Er glitzerte vor sich hin – selbst im Dunkeln, ich hatte es ausprobiert – und winzige Furchen verliehen ihm das Aussehen eines seidigen Tuchs. Erneut fragte ich mich, warum sich nur in einer der Kammern Sand befand.

Obwohl es bereits einige Wochen her war, überfiel mich das gleiche Gefühl, das sich stets in mir ausbreitete, sobald ich das Trumalo öffnete. Der Sand war mindestens eine Armlänge von mir entfernt und alle Maßstäbe der Vernunft widersprachen mir. Trotzdem fühlte es sich an, als wären die ewig glitzernden Körner ein Teil von mir.

Selbst wenn ich mir diesen Eindruck bis heute nicht erklären konnte, wusste ich eines genau: Jetzt blieben nur noch zwei Dinge für mich zu tun. Erstens mit meinen Fingerspitzen den Sand in der Kammer zu berühren und zweitens dabei die Augen zu schließen. Dann würde ich verschwinden. Einfach so ...

Doch da klopfte es an meiner Tür.

Ich fuhr zusammen.

»Myla, Liebes. Bist du da? Ich habe dein Handy gehört.«

Meine Adoptivmutter stand vor meinem Zimmer. In meinem Geist sah ich sie vor mir, wie sie die Ohren hinter ihren kinnlangen, braunen Haaren spitzte, um etwas zu hören. Nie und nimmer würde sie mein Reich betreten, wenn ich ihr nicht antwortete. Trotzdem schloss ich das Trumalo und schob es erneut unter die Decke. Anschließend fixierte ich mit meinem Blick die Türklinke.

»Ich dachte, wir könnten gemeinsam Mittag essen.«

Tja, falsch gedacht.

»Ich weiß, du isst lieber allein ...«

Na, dann.

»Ich meine nur, weil wir heute – na ja – du weißt schon, weil wir nachher zum Friedhof fahren.«

Das Wort *Friedhof* schrillte in mir wie zehn WhatsApp-Nachrichten auf einmal.

Mein Zwillingsbruder Milo. Sein dritter Todestag. Ich hatte ihn vergessen.

Eine Stunde später schob ich den Teller mit Suppe von mir weg, als wäre sie giftig. Ein wenig Brühe schwappte auf den Zettel meiner Adoptivmutter, der auf dem Küchentisch lag.

»Bin in der Stadt. Hole dich um 16:00 Uhr ab. LG. PS: Deine Lieblingssuppe steht auf dem Herd.«

Eines musste man meiner Adoptivmutter lassen. Sie wusste, wann ich lieber allein sein wollte. Als sie vor meiner Tür gestanden und ich ihr nicht geantwortet hatte, war sie wieder gegangen, und nur ein paar Minuten später hatte ich den Schlüssel im Schloss der Haustür gehört.

Mein Blick wanderte hinüber zum Herd. Ein exorbitanter Suppentopf thronte darauf. Das Haus duftete bis unters Dach nach Kartoffeln, Möhren und einer Spur Porree. Der Geruch versuchte krampfhaft, meine gute Laune wieder zu beleben. Aber ... Wer zur Hölle sollte das alles essen? Etwa wir zwei, ich und Rebecca, die beste Freundin meiner toten Eltern, die mich und Milo

gnädiger Weise adoptiert hatte? Dieser klägliche Rest meiner Ein-Mann-Plus-Adoptivmutter-Familie? Und überhaupt: Wie sollte ich am Todestag meines eigenen Bruders auch nur einen Bissen hinunterbekommen?

Ich stand auf, griff nach dem Teller und pfefferte ihn in die Spüle. Wenn es sein musste, fuhren wir eben nachher zu Milos Grab. Aber bis dahin war ich allein im Haus und mein Bruder hätte mir sicher nicht derart den Tag verriesen wollen. Er hätte darauf bestanden, dass ich meine Pläne in die Tat umsetzte – und genau das würde ich jetzt tun.

Irgendwo tief in mir kribbelte sogar mein Bauch. Hatte das Universum mich vielleicht doch nicht vergessen? Warum sonst hatte ausgerechnet ich diese geheimnisvolle Schatulle, das Trumalo, gefunden? Einen echten Schatz.

Bei diesen Worten dachte ich an Gollum und blinzelte zu meinen Händen. Ich wollte sicher gehen, dass sie nicht schon lang, dürr und gruselig knotig aussahen, und lächelte plötzlich sogar – mein Schatz. Nur nicht im Sinne einer dunklen Macht. Nein, mein Geheimnis war anders und ich hatte jede Menge Zeit, es zu ergründen, bis meine Adoptivmutter mich um Vier abholte.

Ich düste die Treppe hinauf, schmiss die Tür hinter mir zu und saß endlich wieder auf meinem Bett. Jeden Ansatz eines Gedankens würgte ich die Kehle hinunter. Dann zog ich die Bettdecke zurück.

Entschieden öffnete ich den Deckel des Trumalos, fuhr mit meinen Fingerspitzen über den Sand und schloss mit einem Seufzen die Augen.

Augenblicklich ging ein Ruck durch meinen Körper. Ich verlor das Gefühl für meine Finger. Ein Kribbeln durchdrang die äußereren Schichten meiner Haut und strömte in Wellen aus Licht und Energie in mich hinein. Schließlich entlud sich irgendwo zwischen Herz und Bauch ein Feuerwerk aus Lebendigkeit. Zeit und Raum hörten auf zu existieren und für einen Moment verflüchtigte sich mein Ich. Es gab nur noch das Leben, das in den Spiegel sah.

Ich zuckte zusammen, schlug die Augen auf und hockte wie jedes Mal auf einem Anlegesteg. Die Wärme der Bohlen massierte meine Fußsohlen. Der Duft nach Salz und Sonne drang in meinen gesamten Körper und verließ mich auch beim Ausatmen nicht mehr. Eine Brise streichelte meine Wangen, als wollte sie sagen: Schön, dass du da bist.

Ich griente und blinzelte durch die Holzbretter unter meinen Füßen. Durch einen Spalt funkelte königsblaues Wasser, das im Auf und Ab der Wellen tanzte. Es strömte in Richtung Land und zog meinen Blick mit sich.

Links des Stegs wuchs das größte Schilf, das ich kannte. Seine Blätter überragten mich um mindestens einen Meter und streckten sich in den Himmel wie hellgrüne Flammen. Seine samtigen Kolben wiegten im Wind wie bei einer Choreografie und es raschelte wie die Seiten eines geliebten Buches.

Nach rechts zog sich ein endloser Strand. Er wirkte wie ein seidiges Band, das hin und wieder mit Verzierungen aus Gras oder Steinen geschmückt war. An das Ufer grenzte ein überirdischer Wald mit Birken, Kastanien,

Fichten und einer fröhlichen, windschiefen Lärche. Alle Bäume wuchsen so dicht, als würden sie einander umarmen, und ließen sich gegenseitig dennoch genügend Platz für ihre ausladenden Kronen.

Aber das, was mich mit diesem Ort verband, was mich beim allerersten Mal überwältigt hatte und mich dazu trieb, immer wieder zurückzukehren, war die Stille.

Die Stille trug die Wellen an Land, überschlug sich mit ihnen und führte das Wasser zurück ins Meer. Der Stille entsprangen der Wind, der über das Schilf und die Bäume streichelte, und das Funkeln jedes einzelnen Sandkorns am Ufer. Die Stille ergriff auch mich, sobald ich auf dem Anlegesteg hockte. Sie begleitete meine Schritte, suchte sich mit mir ein Fleckchen im Sand oder schlieft mit mir ein. Die Stille durchdrang einfach alles hier und gab mir die entfernte Hoffnung, vielleicht doch okay zu sein.

Mein Strand.

Ich sog diesen Anblick in mich ein und spürte die Ruhe in jeder meiner Zellen. Den Gedanken, dass ich keine Ahnung hatte, wie genau ich hierhergegangen war und wo ich mich überhaupt befand, ignorierte ich. Mein Strand. Mehr brauchte ich nicht zu wissen. Die ersten Monate hatte ich gegrübelt und mich gefragt, wo ich hier war. Aber selbst das hatte mir die Stille bald abgewöhnt und mich stattdessen eingeladen, ihr Geschenk zu genießen.

Warum fühlte sich mein Leben zu Hause nicht genauso an?

Tja, ganz simpel. An diesem Ort war ich allein. Kein Verstecken, kein Fliehen, kein Schutzpanzer, wenn ich auf Menschen traf. Einfach Myla.

Ausschließlich daran liegt es nicht, schoss es mir durch den Kopf; das war nicht der einzige Grund. Doch selbst solche Gedanken erschienen an diesem Ort anders, stupsten mich wie ein Freund an der Schulter.

Ich lief zum Ende des Stegs, streichelte das Schilf – oder tätschelte es mich? – und sprang in den Sand. Ich suchte nach einem Fleckchen Gras in der Nähe. Vielleicht würde ich den Wellen beim Tanzen zusehen oder mich setzen und die Augen schließen.

Doch da fiel mir eine Stelle im Wald auf. Ich nahm sie zuerst kaum wahr, aber zwischen zwei Buchenstämmen wirkte es finster. Kein Baum, kein Strauch, nur ein Loch.

Ich blinzelte und versuchte, etwas zu erkennen. Ein dunkler Streifen führte von den Baumwurzeln über den Sand bis zu meinen Füßen. Irritiert verfolgte ich ihn zurück: Der Spalt erschien plötzlich so groß wie ich.

Vergiss es, Myla. Das bildest du dir ein. Hier gab es nie einen Weg und es gibt auch jetzt keinen. Das dort ist nur eine Lücke im Wald.

Ich starrte auf das Tor aus Ästen und Blättern und versuchte vergeblich, die Empfindung aufzuhalten. Ir-gendwo in meinem Inneren. Eine Art Strudel, wie unsichtbarer Wind, der sich um seine Achse drehte. Bald spürte ich einzelne Ströme wie eine Ahnung. Ich wollte nicht wissen, was ich da ahnte. Aber der Sog ließ mir keine Wahl und zwang mich, ihm zuzuhören.

Mit einem Schlag enthüllte der Wirbel sein wahres Gesicht. »Geh in den Wald!«, schrie er in mir und ver-jagte die Stille.

Ich soll in den Wald gehen? Vergiss es!

Nichts und niemand würde mich dazu bewegen. Ob er vorher schon existierte oder nicht: Jetzt führte ein Weg vom Anlegesteg über meinen geliebten Strand in den Wald. Etwas in mir drängte mich, ihn zu betreten. Oder wollten die Bäume, dass ich hineinging? So angestrengt meine Gedanken diesem merkwürdigen Wirbelgefühl nachspürten, ich konnte es nicht greifen. Aber das spielte auch keine Rolle.

Ich machte auf dem Absatz kehrt, lief zum Ende des Bootsstegs zurück und schloss meine Augen.

* Linn *

»Ach Grandpa, wissen die Menschen wirklich nichts über die Geburt ihrer Seelen?«

Ein Zittern durchzog Linn Sashús ausgestreckte Hand bis in die Fingerspitzen. Selbst die lange, wellige Strähne ihres roten Haares, die ihr bis auf den Arm floss, zuckte. Unzählige Male hatte sie diese Frage schon gestellt. Ihrer Mutter Corinne, ihrem Vater Leon oder ihrem geliebten Großvater wie in diesem Moment. Doch stets erhielt sie dieselbe Antwort.

Schlimmer noch: Die Antwort auf Linns Frage war ein so selbstverständlicher Teil im Leben der Mandalaner, dass selbst die Kinder in ihren Liedern davon erzählten. Zu Beltania zum Beispiel, wenn sie sich in ihren leuchtenden Kleidern an den Händen fassten und Schlangen in den Gassen der Stadt bildeten, tanzten und lachten und aufgeregt durcheinanderriefen. Die

Kinder besangen und feierten die Gesetze des Universums.

Linn schien es stets, als wäre sie die Einzige, die dabei Kummer verspürte. Sie beobachtete manchmal die Leute am Straßenrand. Sie strahlten, applaudierten im Takt der flatternden Wimpel und Fähnchen und feierten die Fröhlichkeit der Kinder und ihre Verse über die uralte Wahrheit. Aber nichts von dem, was Linns Wesen durchzog wie ein Faden das Webstück, zeigte sich bei den anderen Bewohnern der Goldenen Stadt. Niemand zog die Stirn in Falten, als fragte er sich: »Weshalb wissen die Menschen nichts von uns?«. Nicht ein Mandalaner zeigte einen träumerischen Ausdruck in den Augen oder verschränkte die Arme wie Linn.

Teilte denn niemand in dieser Stadt ihre Sehnsucht nach den Menschen?

Oh, doch. Einen Mandalaner gab es, der sie verstand: Ihren Großvater, den sie stets nur Grandpa rief, und der saß in diesem Moment hinter ihr am schönsten Ort in ganz Mandala: in der geheimen Abteilung der Unendlichen Bibliothek. Doch statt ihr die Antwort zu geben, die er ihr schon tausende Male zuvor gegeben hatte, sagte er diesmal: »Womöglich besucht ja bald wieder ein Mensch unsere Goldene Stadt Manda, um die Geburt der Seelen mit anzusehen.« Ihr Großvater nannte die Stadt liebevoll bei ihrem Spitznamen und Güte schwang in jedem seiner Worte mit.

Aber Linn schmerzte der Gedanke. »Bitte nicht, Grandpa ...«

Wenigstens das Zittern ihrer Hand hatte sich gelegt.

Sie schob das Buch zurück an seinen Platz, ohne jedoch die Finger von dessen Einband zu lösen.

Linn zehrte von ihren Ausflügen hierher: Jenem kreisrunden Raum in dem unterirdischen Gewölbe, in dem es so still war, dass jeder Wimpernschlag wie ein Gewitter erschien. Allein der Anblick der Regale, die in einem Kreis aufgestellt waren, wärmte Linn wie eine Tasse Tee. Besonders liebte sie es, wenn ihr Großvater in dem nachtblauen Ohrensessel saß, das Licht der Kerze seinen wallenden weißen Bart umspülte und er sagte: »Liebste Linni, habe ich dir je erzählt ...?«

Nur die Momente, in denen die Sehnsucht nach den Menschen ihr das Herz zerschnitt, liebte sie nicht. Denn sie wusste, ihre Träume würden sich nie erfüllen. Sie würde das Wissen der Mandalaner niemals mit einem Menschen teilen, niemals einer jungen Frau, einem Kind oder Greis zu verstehen helfen, dass es weit mehr gab als die Welt, die sie mit ihren Augen sahen. Eine Welt, die den Menschen so nah war wie ein Zwilling dem anderen, und dennoch so sorgfältig aus ihrem Bewusstsein verbannt, als würde sie nicht existieren.

Linn grub die Nägel in den Rücken des Buches. Sie zog ihre Hand zurück und zerschlug die Worte ihres Grandpas über den Besuch eines Menschen. »Lass mich über die Menschen und ihre Seelenreisen lesen und von ihnen träumen. Aber hör auf, mir Hoffnungen zu machen, dass ich jemals einen von ihnen treffe«, sagte sie entschieden.

Dennoch glitt ihr Blick ein letztes Mal über das Seelenbuch oder Ly, wie es die Mandalaner nannten. Auch dieses beinhaltete Aufzeichnungen über die Seelenreisen

eines Menschen. Der Einband spiegelte wie bei jedem Ly die Geschichten, die es enthielt. Dieses schimmerte wie ein Ozean und hinterließ einen Hauch von Meersalz auf der Zunge, wenn man in ihm blätterte.

Linn hatte Isaras Reisegeschichten schon oft gelesen – wie auch fast alle anderen eintausendeinhundertneununddreißig. Um ein Haar hätte Linn die Hand ausgestreckt und das Seelenbuch von Isara erneut aufgeschlagen.

»Wann hast du das letzte Mal in Regal Nummer sieben nachgesehen?«, fragte plötzlich ihr Grandpa.

Linn holte tief Luft. Sie liebte ihren Großvater viel zu sehr, um mit ihm zu streiten. Noch dazu an diesem Ort, wo ihre Herzen schlügen, als wären sie eins. Aber er musste es endlich einsehen: Es würde kein neues Ly geben, denn die Zeit der Reisen zur anderen Seite der Welt war vorüber. Die Menschen hatten vergessen, dass es Mandala gab und niemand würde sich je wieder aufmachen, um die Goldenen Stadt zu besuchen.

»Ich hab's! Wir lesen das Ly von Konrad!«, rief Linn eine Spur zu laut.

Sie drehte sich um und eilte zu Regal Nummer sechs, ohne zu dem Ohrensessel in der Mitte des Raumes zu sehen.

Die Seelenbücher in diesem Regal türmten sich bis an die Decke. Es gab ein Buch aus nebligen Schwaden – vanillepink und hauchzartlila, eines aus Ketten und goldenen Ringen, eines aus kräftiger Wolle mit gewaltigen Maschen und wieder eines strahlte wie tausende Sterne.

Eines von ihnen brachte Grandpa immer zum Lachen:

die Geschichten des Ritters Konrad. Sein Ly war das größte von allen – dick wie ein Arm und beschlagen mit Eisen. Die Erzählungen über Konrad liebte auch Linn, besonders weil er so oft nach Mandala gekommen war.

Sie zog mit beiden Händen an dem Wälzer. Die Eisenbeschläge kühlten ihre Finger und er roch nach Leder und Abenteuern. Zur Not würde sie Grandpa das Ly mit seinen gesamten fünfundzwanzig Reisen vorlesen, damit er ihr nicht wieder falsche Hoffnungen machte. Aber zu spät.

»Linni, sieh nur! In Regal Nummer sieben tut sich etwas!«

Wie bitte? Unmöglich!

Blitzschnell schob Linn das Ly zurück, spurtete zu dem Bücherregal, zog die Leiter und kletterte hinauf.

Die oberste Reihe lag ein Stück über dem Ende der Sprossen. Sie krallte sich an das Brett, zog sich höher, brachte ihre Nase über den Regalboden und starrte auf das Holz: Dort bildete sich unverkennbar der Abdruck eines ungeschriebenen Seelenbuches. Aber anstelle eines Schimmerns, das den Beginn einer Menschenreise anzeigen sollte, bevor das Ly am Ende mit Abenteuern gefüllt wurde, tanzten Staubkörner um die Wette.

Sieh es endlich ein, Linn. Kein Mensch wird je wieder von unserer Verbindung erfahren. Die Ära der Seelenreisen ist vorüber. Genauso wie die Zeit mit deinem Grandpa.

Sie glitt die Leiter hinunter und ging zu dem Tischchen, auf dem die Kerze stand. Sie blinzelte zu dem Sessel. Das Nachtblau des Leders war einem leblosen Schwarz gewichen und die Sitzfläche gähnend leer. Am